

87)

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

„I dank Euch recht schön. Aber weg'n dem thät's nit noth — i bin ganz ruhig.“

Steub kommt herein und winkt Gemming.

„Jetzt —“

Sie treten beide zu Wiltraud hin, wie um sie vor einer Unbill zu schützen, — sie hätten am liebsten gehabt, daß sie es nicht sähe und nicht höre: Ein Karren rumpelt den Berg herauf und hält vor dem Haus. Wiltraud's Augen sind unverwandt nach der Thür gerichtet, die Freunde umfassen sie vorsichtig, um sie zu halten, wenn es nöthig wäre.

Der Schreiner und ein Gehilfe schleppen einen leicht zusammengenagelten Bretterkasten herein.

„So da ham ma die Truch'n!“

Wiltraud steht aufrecht. Nur ein leises Frösteln überläuft sie und das Gesicht wird fahl und starr.

„Grüß Gott!“ sagt der Schreiner.

Die andern erwidern den Gruß für Wiltraud.

„Da greif an,“ befiehlt der Meister dem Gesellen. Sie wollen die Leiche aufheben.

„Halt,“ ruft Wiltraud, „niemand rührt ihn an als ich!“ Sie geht hin, umschlingt den zarten Körper mit beiden Armen und hebt ihn auf. „Aber der Sarg ist ja ganz leer? O, i bitt' Euch, leg jemand das Kissen und die Decke hinein. Ich halt' den Bruder derweil.“

„Ja mei,“ brummt der Schreiner roh, „bei dera Nummer giebt's kei Sterbklissen.“

„B'halt Dein dummes Gewäsch für Dich,“ fährt Gemming den stumpf sinnigen Menschen an.

Wiltraud legt behutsam den Körper in die Truhe. Aber zuvor drückt sie ihn noch einmal an die Brust. „Wart nur — i hol' Dich!“ flüstern ihre Lippen, allen unhörbar, dem Todten ins Ohr. — Noch einen Blick auf das bleiche liebe Gesicht, — der Sargdeckel wird drübergestülpt. Das ist geschehen, ehe man's denkt, denn er ist nur eingezapft und wird nicht genagelt. — Dann fassen der Schreiner und der Gehilfe die Stricke, die oben und unten als Griff dienen und heben den Sarg auf. Gemming und Steub treten aber wie aus einem Impuls dazwischen und nehmen die leichte Last auf ihre Schultern. — So tragen sie ihn hinaus. Wiltraud folgt. Draußen steht der Karren vom „Wasenmeister“ mit einem elenden Klepper davor, obendrauf sitzt der Knecht, einen Zigarrenstummel im Mund. Der Sarg wird auf den Karren geladen. Der Knecht knallt mit der Peitsche und will im Trab davonfahren.

Wiltraud schließt die Augen, damit sie's nicht sehen muß. Gemming aber greift dem Knecht in die Bügel. „Unterfieh Dich und fahr mit einer Leich, wie wenn's a todter Hund wär!“

„Ja! Dös darf ma mit so eim'!“

„Schritt! sag' ich — und Achtung vor dem Todten!“ donnert Gemming ihn an, „oder ich schlag' Dich vom Bod'runter und führ's Pferd selber.“

Der Knecht erschrickt vor dem zornigen Mann und hält das Pferd zurück. Wiltraud kann ihm von Steub geführt folgen. So ziehen sie im Dorf ein.

Wie schrecklich, daß es mit dem Allmeyer's so weit kommen ist, 's waren so g'achtete Leut'!“ sagen ein paar Männer, als der traurige Zug an ihnen vorbei geht.

„Jesus, Jesus, da bringen sie den Allmeyer Sebald!“

„Anner, anner — auf 'm Karrn!“ flüstern die Weiber.

„Pauft, lauft! Nachd' seht's ihn abladen!“ schreien die Kinder froh des ungewohnten Schauspielens und rennen vor dem Wagen her. Immer neue kommen dazu, aus allen Gassen des Dorfs und da es noch völlig Tag ist, — obgleich der Pfarrer versprochen hatte, daß Sebald erst unter Nachtzeit begraben würde, — ist das schmuckvolle Schauspiel für alle Welt sichtbar. — Ein Spießruthenlaufen! Die Freunde führen zu beiden Seiten Wiltraud. Sie blickt nicht rechts noch links, aber sie sieht doch die Finger, die auf sie zeigen und die Neben aller der Gaffer umschwirren sie

wie Geißelhiebe. „Halt aus, arme Seel, tröstet die Freunde. Sie erwidert nichts. Nur ihre kalten, zitternden Hände verrathen die stumme Qual ihres Herzens. — Still, mit niedergeschlagenen Augen zieht sie ihres Weges hinter dem Karren her. — Auch ein Kreuzweg! — Jetzt taucht die Kirchhofsmauer auf.

Das Ziel ist erreicht. — Der Gottesacker liegt etwas erhöht, ringsum die Kirche einschließend. Eine fünf Fuß hohe Mauer trennt die geweihte Stätte vom profanen Leben. Zwischen der Mauer und der Straße liegt ein unbebauter Streifen Feld, — der „Wasen“. Nicht weit hinter dem Friedhof ist eine kleine Kranzwirtschaft für die Leute im „untern“ Dorf. — Alles steht unter der Thür und „paßt“ —!

Hier hält der Wagen. Der Todtengräber wartet schon. Das Grab liegt offen da, wie eine Wunde. Die Fremde lassen es sich nicht nehmen, sie heben den Sarg selbst herunter und tragen ihn zur Gruft. Wiltraud geht ihn treulich mit, den Gang der tiefsten Schmach. Von drüben beim Kranzwirth zischelt's und raunt's herüber, das Gemirr von vielen Stimmen, welche so schlimme Dinge reden, daß sie nicht laut gesagt werden können.

Wiltraud hört alles.

Der Sarg wird eingesenkt, — das Grab zugeschüttet und wie die Schollen der ungeweihten Erde auf den Bruder niederrollen, so ist ihr, als siele jetzt die ganze Schande donnernd über sie her und begrabe sie und ihr ganzes Leben. Es wird ihr auch so dunkel vor den Augen, als läge sie mit da unten — und jetzt — weiß sie nichts mehr.

„Wiltraud, um Gotteswillen — sie bricht zusammen!“ ruft Gemming und hält sie im Sturz auf.

„'s war halt doch z'viel,“ jammert Steub.

Gemming winkt ihm: „Wasser — nur schnell — daß wir der Bunde da drüben nicht das Schauspiel geben. Sie ist stark, sie wird sich gleich wieder erholen.“

Steub ist wie der Blitz hinübergelaufen und kommt mit einem Glas Wasser und etwas Branntwein zurück, den ihm die Wirthin mitgab. Gemming reibt Wiltraud die Schläse damit ein. — Er hält die leblose Gestalt immer aufrecht in den Armen, damit denen da drüben nicht der Gesallen geschieht, sie erliegen zu sehen. So bringt er sie, ohne daß es ein besonderes Aufsehen gab, zum Bewußtsein. — Sie öffnet langsam die Augen. „Ach — muß i denn wieder aufwachen?“ sagt sie so schmerzlich, daß es beiden Männern tief zu Herzen geht.

„Wiltraud, komm, nimm Dich zusammen,“ redet Gemming ihr zu: „Wir sind ja bei Dir, — wir sind freilich nichts B'sonderes, aber immerhin 'n paar gute Freund', die Dir beistehen, wann Du willst. — 's werden auch wieder andre Zeiten kommen! Das launst Du einem, den 's Leben so 'umg'worfen hat wie mich, ruhig glauben.“

„Meinst nit, Du könntst jetzt heimgen?“ fragt Steub.

„Ja, ja, gleich,“ sagt Wiltraud zögernd, „i will nur noch 'm Todtengräber was geben — gleich komm' i!“

Sie zieht ihr Geldbeutelchen aus der Tasche und winkt den Freunden zurückzubleiben. Dann geht sie drei Schritte weit zum Todtengräber hin, drückt ihm etwas in die Hand und fragt rasch und leise: „Bist g'woiß recht müd'? Dös ist a'n Arbeit, so a Grab aufz'machen!“

„Ja, ja!“ antwortet der Alte.

„Wie lang brauchst denn zu so 'n Grab?“

„Bei dem steinigen Boden, je nachdem 's halt trocken oder naß ist — fünf bis acht Stund' —“

„Den' regnet's noch, gelt?“

„Den' wohl, daß 's auf d' Nacht a Wetter giebt.“

„Wiltraud, Du g'hörst jetzt heim in Dei Kuh!“ meint Steub.

„I bin scho fertig!“ Wiltraud sieht noch lang prüfend das Grab an. Sie muß es sich doch genau merken, daß sie es kennt, wenn sie wieder herkommt. — Die Gräber ohne Kreuz und Denkstein sehen sich ja alle so gleich.

„Was ist denn das für eins — daneben?“

„Da kommt heut abend noch der Haberer eini, der sich beim Pfarrer vor der Thür derschossen hat,“ sagt der Todtengräber.

Wiltraud schaudert. Tenner, der unselige Mann, — neben ihrem schuldlosen Bruder?!

Noch einmal überblickt sie sinnend die ganze Umgebung. Dann folgt sie den Freunden schweigend nach Haus.

Antigone!

Das Gewitter, welches drohend über dem Dorf stand, scheint nicht zum Ausbruch zu kommen. Zerrissene Wolkenmassen geben einzelne Sterne frei.

Wiltraud sitzt allein beim trüben Talglück und blättert im Kalender. — Es schlägt Jahn. Sie hat die Uhr heut nach der Gemming's gerichtet. Die Freunde verließen sie beruhigt, weil sie sagte, sie sei so müde und wollte sich bald zu Bett legen. Das war nach den letzten schweren Tagen sehr begreiflich und man mußte ihr die Ruhe gönnen. Jetzt aber studiert sie in dem Bauernkalender, den ihr einmal der Wirth geschenkt, um wieviel Uhr heute der Mond aufgeht und wann verschwindet. — Dann horcht sie, ob es denn gar nicht regnen mag, um dem Todtengräber seine Arbeit zu fördern, die Erde zu erweichen. Aber die Erde bleibt hart, wie Wiltraud's Gesicht, und dem Todtengräber, der heute Nacht arbeiten will, wird sein gefährliches Werk nicht erleichtert! — Es ist abnehmender Mond, und zwar steht er im letzten Viertel. Die Nacht wird also dunkel sein — wenn auch kurz.

Wiltraud hat das Gewand angezogen, was sie immer bei der Feldarbeit trägt. Den Kopf verhüllt ein schwarzes Tuch. — Sie blickt wiederholt nach der Uhr. Wie langsam geht die Zeit herum. Vor elf kann niemand ins Dorf, der ungesehen bleiben will, denn es ist Sonnabend, wo die Männer am anderen Morgen nicht so früh heraus müssen. Da bleibt alles länger im Wirthshaus. — Viele gehen oft erst um halb zwölf oder gar noch später heim, denen könnte man grad' in den Weg laufen. — Wiltraud legt die brennend heiße Stirn in die Hände und versucht zu beten — doch sie findet die Worte nicht, ihre Gedanken schweiften immer wieder ab. Sie liest in dem Kalender, aber sie weiß nicht, was sie liest. Ihr Herz schlägt so laut, wie einst das Stampfen der Mühle klang. Wenn sie es nur nicht immer hören müßte, es macht sie ganz wirr im Kopf. — Und dann kommen wieder die Zweifel, wie wird's gehen — wird's gelingen? Wenn es nicht gelänge — heiliger Gott — was dann? Heftiger schlägt das Herz. Sie öffnet alle Fenster, um Luft hereinzulassen. Es ist eine gar schwüle Nacht — und kein Regen!

Eine erstickende Angst schnürt ihr die Kehle zu und der Kopf schmerzt heftig vom andringenden Blut. — Endlich schlägt's elf Uhr. — „In Gottes Namen,“ sagt sie entschlossen und steht auf. — Sie bläst das Licht aus und geht. — Diesmal vergißt sie nicht, die Hausthür zu schließen. Es braucht niemand zu sehen, daß sie die Nacht nicht daheim ist.

Ein Schatten geht mit ihr, den sie nicht sieht — eine bleiche, jungfräuliche Gestalt, in langem, schleppendem Gewand, die aus den Jahrtausenden herüberragt und ihr den Schwesternfuß auf die Stirn drückt. Das unwissende Kind aus dem Volke ahnt es nicht, daß diese That, die es in der Einfalt seines liebenden Herzens thut, Geister der Vergangenheit wachruft; den alten Schmerz und den alten Kampf derer, denen das „Heilige heilig gilt“, gegen starre Menschenfajung. — Vom götterentstammten Herrschergelecht, bis herab zur armen Bauerndirn, unter allen Formen, allen Bekenntnissen, immer dasselbe Gesetz, dem die höchste wie die niedrigste Kreatur, wenn es ihr ins Herz gelegt, blindlings folgt in Tod und Verderben — das Gesetz der Liebe.

Wiltraud hat mit raschen Schritten das Dorf erreicht, ohne jemand zu begegnen. Im Dorf ist es schlimmer. Da taumeln öfters Betrunkene an ihr vorüber, doch zum Glück ist es zu dunkel, um sie zu erkennen.

Vom Kirchturm schlägt es halb zwölf, als sie die Stätte erreicht, wo ihr Bruder liegt. — Hier, ganz nah, ist die hintere Kirchhofspforte. Wiltraud versucht sie zu öffnen — aber sie ist zu! Das Mädchen steht einen Moment ratlos. — Wenn sie jenseits den weiten Weg um die ganze Mauer herum machen soll — scheidet ihr Plan, denn sie hat ihn ausgerechnet auf Stunden und Minuten, und nur, wenn diese eingehalten werden, kann er gelingen.

Wiltraud sieht sich nach allen Seiten um, die Straße ist jezt still und leer, auch beim Kranzwirthe sind die Lichter ausgelöscht. Ein kurzes Besinnen — dann erklimmt sie das eiserne Thor und schwingt sich hinein in den Friedhof. Sie untersucht nun das Schloß. Gott sei Dank, es ist zu öffnen, der Schlüssel steckt innen. — Mit raschen Schritten,

ohne um sich zu blicken, eilt sie nun zwischen den Gräbern hin — dießseits der Mauer entlang. Dort, in einer Ecke, hat der Todtengräber eine Hütte, wo er seine Geräte aufbewahrt. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wie sieht nun eigentlich ein Reaktionsär aus? Als am bewegten Dienstag Herr v. Bötticher vor das Parlament trat, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, da fragte er in einem sanft legären Ton, der ihm so wohl ansteht: Sehe ich aus wie ein Reaktionsär? Vielleicht erwartete der Minister einen hundertstimmigen Chor: Nein, Excellenz. Aber der Reichstag war diesmal nicht brav, gar nicht brav. Er that dem Minister nicht nach dessen Wahlspruch: Leben und leben lassen. Den Reichstag hatte diesmal eine Art von grimmigem Humor erfasst; er ging durchaus nicht auf Bötticher's weltmännischen Ton ein; und als Herr v. Bötticher einen Hauch vom Athem der Volkskraft verspürte, da wurde es selbst diesem Weltkind bange. Er verlor seine Kaltblütigkeit und wurde wirklich selber unruhig und bewegt.

Indessen ist es doch schade, daß die von Herrn v. Bötticher angechnittene Frage, wie ein Reaktionsär eigentlich aussehe, nicht weiter verhandelt wurde. Seinerzeit in den Jugendjahren des Liberalismus hatte man es besser. Man brauchte sich nur einen wilden Bart stehen zu lassen und einen eingedrückt großen Schlapphut über die Stirn zu ziehen und man war demokratischer Gesinnung verdächtig. Wer aber glau und glattrastet einherging mit einem Gesichtsausdruck, der dem Mienenspiel der damaligen Diplomatie angepaßt war, der war gewiß ein Reaktionsär. Heutzutage, da das „leidige Demokratisiren“ so sehr überhand nimmt und man an Sonn- und Feiertagen einen Schornsteinfeger kaum von einer wirklichen geheimen Exzellenz mehr recht unterscheiden kann, heute wäre es wissenswerth, die besonderen äußeren Merkmale eines Reaktionsärs genau zu fixiren. Die Karikaturenzeichner pflegen noch nach alten Schulbegriffen zu arbeiten. Da ist der typische Reaktionsär ein Mann mit trübig aufgewirbeltem Schnurrbart, hager und mit Eisenröhrchen, wie sie kleine Kinder zu schrecken pflegt. Allein jezt, wo alles in gährendem Fluß ist, sollte man da nicht gemüthlich-behändig aussehenden dürfen, lächeln können und stets verbindlich lächeln und dennoch ein Reaktionsär sein?

Es ist was Schönes um die Volkserregung, die sich ihrer Kraft bewußt, nicht mehr mit sich spaken läßt; und darum Dank den Ministern, die den reaktionären Wind ansafen halfen. Ja, wäre noch ein coriolanischer Geist, das eiserne Selbstbewußtsein eines Coriolan, der den Massen herrisch entgegentritt, vorhanden, so hätte das Schauspiel auch auf der anderen Seite einen Zug von Größe. Wenn aber Herr v. Bötticher so kommt, die Unschuldsmiene aufsteckt und verduht thut, als könnte er nicht begreifen, daß Sturm erntet, wer Wind säet: so ist es mit der Größe vorbei. Herr v. Bötticher hat im Wandel der Geschicke schon manche Leiche mitbeerdigen helfen. Er blieb unerschütter. Wenn diesmal der Sturm die Novelle zum Vereinsgesetz gründlich hinweggefegt hat, wird Herr v. Bötticher melancholisch zur Seite stehen und darüber nachgrübeln, wie doch der einflussreichsten Scharsmacher Einfluß zerbröckeln könne. Dann wird er vielleicht leise vor sich himmurmeln: und sie trugen eine Leiche zum Thore hinaus und die Leiche war — stumm!

Während in Berlin hier hitzige Kampfstage erlebt wurden, herrschten Feierlichkeit und Festspiele im schönen Wiesbaden. Hier Unruhe und heiße Arbeit; dort feierlich-höfische Pracht. Hier die herbe Entgegnung auf einen schweren reaktionären Versuch; dort ein patriotisches Weibefestspiel, zu dem ein Artillerie-Hauptmann, Herr Lauff, den Text gedichtet hat. Eine streng abgeschlossene Gesellschaft sitzt die Räume des Theaters. Den Hof und sein Gefolge darf man betrachten. Die bürgerliche Presse hat ihre Vertreter hin entsandt und diese Zeugen prunkhafter Vorkommnisse fargen nicht mit langen Depeschen und noch längeren Beschreibungen darüber, wie das glanzvolle Ereigniß geworden. Kein Kärm der Gäfte dringt zur Stätte dieser Feierlichkeit. Herr v. Hülsen, der Intendant des Wiesbadener Hoftheaters, hat diesmal aus dem Vollen arbeiten dürfen. Blendende Kostüme und herrliche Dekorationen wurden angeschafft, um den „Burggrafen“, das Drama vom Nürnberger Zollern, ein Schauspiel im Wildenbruchstil in prachtvollem Mahnen aufzuführen. Und die strenggeschlossene Gemeinde, die sich um den Hof und die Hofgesellschaft versammelt hat, will von den Kämpfen draußen im Lande nichts hören; von der geistigen Schlacht in den Parlamenten dringt kein unruhvoller Ton in diese weibeholle Stille und man lauscht dem Zambenfluß des Artillerie-Hauptmanns und den Prophezeiungen, die dem Hause des alten Nürnberger Burggrafen gelten. Deutschlands Geschichte, Deutschlands Machtentfaltung werden vorausgesagt bis auf den heutigen Tag. Dichter sind Seher, lautet ein Sprichwort. Manche Dichter haben das Wahrsagen sich sehr wohlfeil gemacht. — So athmen zwei Welten nebeneinander. In der einen wird Weibrauch entzündet; in der anderen flammt der Enthusiasmus wieder auf und man wehrt sich wider die Schläge, die die Rückwärtsmäher führen.

Harmloser, als diese Schläge sind, ist das Gezeiter der Frommen im Lande über das neue Babylon, über unser Berlin. Wenn man die Synodal-Verhandlungen verfolgt hat, wird man wieder der alten Jeremiade von Sodom und Gemorra in Berlin, der Stadt der „Barrisons“ und der Pöffe „Endlich allein“ oft begegnen, als

Kleines Feuilleton.

ob in Berlin nicht Tausende und Abertausende lebten, die von den Künsten der Barrisons weder Heil und Anregung empfangen, noch sich von räuberischen Poffenreißern erbauen ließen. Ja, ja, man ging diesmal sehr scharf mit dem unseligen Berlin ins Gericht. Hier sei kein rechtes Familienleben mehr zu finden. Hier spöttelte man sogar über den heiligen Begriff der Jungfräulichkeit und ob wahre Jungfrauen noch hier zu finden, das sei noch sehr fraglich. Gewiß, eine delikate Frage für einen besorgten Eiferer der Sittlichkeit. Das salbungsvolle Thema wird mit all seinen Uebertreibungen nun weiter ins Land getragen; die moralische Heilarmee, die übrigens nicht gerade mit frommer Demuth auf die konturrenztreibenden Hallelujahbrüder und -Schwestern und ihre angeblich rasch anwachsende Gemeinde in Berlin sieht, ist also wieder einmal losgelassen. Ihr ist irdische, freie Daseinslust immer noch verhaßt, wie vor Jahrhunderten. Dafür aber vergnügt sie sich gern in die krummen Gänge der Großstadt, wo Hyperraffinement und Noth zugleich zusammenströmen, wo die Kapitalammelnden, spindelbürrigen Barrisons gedeihen und die armeligsten Nachtwandlerinnen auch. Dort schnüffeln sie mit feinen Nasen herum und mit dem Maß dieser Erfahrungen verallgemeinern sie und wünschen Pech und Schwefel herab über das sündige Babel, dessen Mädchen es verlernt hätten, noch zu eröthen, dessen Mütter verwahrloset einherziehen und dessen Familienhäupter in ungebundener Zügellosigkeit als „Bürger der sittlichen Ordnung“ dahinleben. Wo denn, in welchen Lebenskreisen sind diese Familienhäupter zu finden, die Macht und Mittel haben, um ungebundener Zügellosigkeit zu fröhnen? Wo die zynischen Frauen, deren Dasein nicht Pflicht, nicht Arbeit kennt, deren leeres Leben also sich im „pikanten Abenteuer“ erschöpft? Hier zu sondern und die klare Wahrheit zu bestimmen, fällt den salbungreichen Moralisten nicht ein. Sie müssen unterschiedslos verdammen, denn sie hassen instinktiv die geistige Energie der Großstadt und sie müssen ihr Universalmittel aufpreisen, die Rückkehr zur allein selig machenden Frömmigkeit nach ihrem Begriffe.

Nicht für die sündigen Seelen — den Hochmuth unserer Frömmeler kannte er nicht —, aber für die leiblichen Gebreche pries der wohlbekannte Mann sein Universalmittel an, der nun selbst in noch rüstigem Alter von der Krankheit überwunden wurde, der Wörrishofer Pfarrer Kneipp. Noch sehe ich ihn vor mir, als er zum ersten Male nach Berlin kam und hier schon eine zahlreiche Gemeinde von Leuten fand, die auf sein Universalmittel schworen. Er war in seiner Art eine ganz merkwürdige Erscheinung. Wie er so vor seinem Rednerpult da stand im Saale der Philharmonie, wie er dann vor ein paar tausenden von blutarmen Frauen und nervenschwachen Männern seine Heilspredigt zu poltern begann, wie er über die nichtsnutzen Nieder schall, sich in Zorn über die Schnürleiber hineinredete und mit den Geberden eines dauerlichen Cholericus und sehr achtungsgebietenden Fräulein aus Rednerpult einhieb; wie er dann von einigen seiner Wunderkuren in naiver Gläubigkeit erzählte, wie er sich so in seiner breiten Körperlichkeit aufrichtete, den markigen Kopf vom Eifer geröthet; wie er zum Schluß sich in all seiner Fülle emporreckte und die Augen, die von Selbstvertrauen sprachen und auch ein wenig von bäuerlicher Schelmerei, unter grauen buschigen Brauen mit Genugthuung über die Versammlung schweiften, da mußte man sich sagen: In der That, in seiner Art ein ganzer Kerl! Freilich seine Gestalt, wenn sie sich so emporreckte, sein eisernes Händespiel, sein volles Unterkinn, sein stark gerötheter Kopf standen einigemmaßen im Widerspruch zu seinem feuchtkalten Programm. Es kam einem so vor, als wollte diese Erscheinung sagen: Sehe ich aus wie ein Mensch, der nur Wasser trinkt? Aber ihm ging nichts über seinen ständigen Refrain, und die schwierigsten Krankheitsprobleme löste er mit dem ständigen Satz: Was hat ihm g'holfen? 's Wasser!

Diese naive Gläubigkeit hatte den Mann so stark gemacht und diese naive Gläubigkeit hat ihn nicht nur zum Herrn über naive Gemüther gemacht, sie hat Extreme angezogen. Sie hat ihm die ermüdeten Sprosse einer skeptisch müden Gesellschaft zugeführt. Sie hat die Rothschilde und die verwöhnten Nervenschwächlinge unter hocharistokratischer Damenvelt in seinen Bannkreis gebracht und dieser Kreis hat dem einfachen Landpfarrer, der in seinem Wesen immer bäuerlich geblieben war, zuvörderst den Weltruf gebracht. Seine Wassergüsse und seine Promenaden im feuchten Thau befolgten diese Skeptiker mit jener Andacht, die die zärtliche Fürsorge ums höchst-eigene, theuere Gedeihen ihnen eingab und weil ihm und seiner derben suggestiven Gewalt einiges gelang, so verallgemeinerte der Landpfarrer, dessen Gesichtskreis bengig war, und kam zu seinem Alheilmittel. Selten war ein Weltruf so rasch, selten mit so simplen Mitteln gewonnen. Ein sonderbares Zusammentreffen hat das Ereigniß geseitigt. Ein Mann ohne Wissenschaftlichkeit, mit engbegrenzten Erfahrungen, aber ein Mensch ohne Zweifeln, von starker naiver Gläubigkeit, von rundem Charakter und Energie, kommt mit Leuten aus anderen Sphären, aus verbildeter Gesellschaft zusammen. Er opfert kein Titelchen von seinem Wesen; sie unterliegen seinem Einfluß. Er befiehlt, sie gehorchen; und weil er die verkünstelten zu wohlthuender Einfachheit zurückführt, wird auch mancher Schwächzustand überwunden, manche Zerrüttung gehoben. So entstand und wuchs die merkwürdige Popularität dieses Mannes, der kaum eine besonders regsame Intelligenz besaß, der aber eine überreizte, in sich zerrissene Gesellschaft zunächst durch die Kernkraft seiner gedrungenden Persönlichkeit besiegte und so eine Masse von gläubig Vertrauenden anzog.

—s. Frühling im Walde. Früh-Nebel. In der Nacht hat es geregnet; große Tropfen, die plätschend zur Erde fielen, wie sprühendes Blei. Um sechs Uhr steht der Nebel zwanzig Schritte vom kleinen Stationsgebäude, wie eine Wand. Man sieht nur die vier Schienenstränge, die Vogelbeerbäumchen, die den Bahndamm säumen, zwei, drei, Jungfichten, einige Espen, deren Blättchen noch röhlich schimmern, gelbgrüne Birken und graugrünes Weidengebüsch. Vom langgestreckten, aufsteigenden Hau, den der Nebel deckt, tönt der Sang mehrerer Singdrosseln herüber. Es sind ihrer fünf. Ganz deutlich unterscheidet man die verschiedenen, von einander abweichenden Stimmen. Ihre Höhe ist verschieden und ihr Tonfall, und auch die Länge der Strophe ist ungleich. Die andern alle deckt, wenn sie einsetzt, die Stimme der „Vorführerin“. So nennt sie die Leute von der Station, und einen Augenblick lauscht ihren Tönen der Holznecht, der über's Gebirge hereinstiegt, zu seinem Tagewerk. Früh singt sie vor, abends hinter dem einsamen Hause, stets der Sonne entgegen.

Noch steht der Nebel. Aber nicht ruhig ist die weiß-graue Masse. Ein Brodeln und Quirln macht sich in ihr bemerkbar, seines Geriesel kommt herab. Ab und zu trägt irgendwo ein Hahn. Es klingt dumpf wie der Ton einer Kuschelle. Für Sekunden wird eine dunkle Fichtenwand sichtbar, achtzigjähriger Hochwald. Im nächsten Augenblick hat ihn der Nebel wieder verschlungen. Ein Summen kommt den Schienen entlang und den Telegraphendrähten. Vom Hausgiebel stottert ein Rothschwänzchen sein Viedchen herab, Schwarzblättchen und Graßmücken probiren ihre Stropfen. Zwei Kuckuckmännchen jagen einander im Gantelstuge. Plötzlich schlägt eine Telegraphenklingel an, eine zweite und eine dritte folgen, von dem Gebimmel heben sich scharf die Blockensignale ab, die entlang der Bahn laufen. Und schon hört man das erste Rollen; es klingt heller, wenn der Zug über einen Damm fährt, dumpf, wenn er durch einen Einschnitt rast. Im Nebel macht sich ein Ziehen bemerkbar. Nach allen Seiten hin beginnen seine Geschwader Reißaus zu nehmen. Der Hochwald tritt wieder hervor und er verschwindet nimmer. Höhe nach Höhe wird sichtbar, schon erscheint das frische Buchengrün der Berge. Das Rollen wird zum Dröhnen, Dampfpeifen gellen; Menschengeschrei, Stöhnen der Bremsen, aufspraffendes Lachen — die Züge sind eingefahren. Ueber die Kuppen jagen die letzten Nebelsphen, und auf den weiten grünen Wald und das kleine weiße Stationsgebäude blickt vom wolkenlosen Himmel das klare Auge der Sonne. —

— Eine originelle Wahrscheinung. Herr Gemeinde-Ammann Jogg in Buchs giebt in den wendensbergischen Blättern folgende in ihrer Art einzig dastehende Erklärung ab:

Wiederholt erlucht, nicht abzudanken, finde ich mich dennoch veranlaßt, meine Meinung kundzugeben:

Das Gemeinde-Amt ist ein Dienstposten; eine Würde mit großer Bürde.

Die Rechnung ist kurz:

Soll	Haben
Jährlich 865 Tage ohne	Gehalt inkl. aller Gebühren
Muße u. Freistunden	total Fr. 180—200.

Diese Würde wird nur ertragen durch die Würde eines Massen-Zutrauens-Votums; ohne dieses Massen-Votum bedeutet die Würde eine Knechtschaft!

Ich verdanke daher das mir bisher geschenkte Massenzutrauen; es hat mir Würde und Arbeit leicht gemacht. Finden es die Bürger angezeigt, mich der Würde zu entheben, so bin ich auch dafür dankbar und singe mit dem Dichter:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komme mit deinem Scheine
Süßes Engelsbild.

Darum, ob am nächsten Sonntag „Ja“ oder „Nein“, ich habe in jedem Falle Grund dankbar zu sein!

Buchs, den 12. Mai 1897.

Sean Jogg, Gemeindeammann. —

— Wie der Wald sich am Kapitalismus rächt. Bekannt ist die schonungslose Barbarei, mit welcher die sonst so pflügigen Yankee die Ausnützung der Wälder betreiben, obwohl Elementarereignisse, wie Zyllone und Ueberschwemmungen ihnen doch von Zeit zu Zeit das Unkluge dieses ihres Beginns vor Augen führen. Auch die in den jüngsten Tagen zu beruhenden furchtbaren Ueberschwemmungen des Missouri und Mississippi sind, wie die von der Regierung der Vereinigten Staaten angestellten Ermittlungen ergeben haben, in der Hauptsache durch das rasche Schmelzen des Schnees verursacht worden, welches letzteres aber nicht möglich gewesen wäre, hätte man nicht die Wälder in den Quellengebieten dieser Ströme und ihrer Nebenflüsse seit Jahrzehnten in der barbarischsten Weise verwüdet. Das Entblößen des Landes von Bäumen hatte dann nicht bloß plötzliches Schmelzen des Schnees und rasches Abfließen der Gewässer zur Folge, sondern auch das Forttreiben von Lehm, Humus, Sand und Gerölle. Durch diese Senkstoffe wird im Unterlauf das Flussbett allmählig immer mehr angefüllt, weil dort die Strömung noch mächtiger ist und daher der trübe Inhalt des Wassers leichter sich ablagern kann. Die jetzigen Ueberschwemmungen sind aber unmittelbar auf diese Erhöhung des Flussbettes zurückzuführen; ihnen abzuhelfen bezw. vorzubeugen, ist schwer und erfordert Ausgaben, die

bedeutender sind, als der Gewinn, den die Waldverwüster in die Tasche gesteckt haben. Gründliche Abhilfe wird nur durch Wiederaufforstung möglich sein, deren wohlthätige Folgen aber erst nach Jahrzehnten sich werden fühlbar machen können. Diese bitteren Erfahrungen haben indessen doch das Gute, daß man drüben zur Einsicht gelangt ist, man müsse die Quellengebiete der Ströme gegen gewinnflüchtige Waldverwüster in Schutz nehmen, gleichzeitig aber durch Aufforstung schon vorhandene Schäden ausbessern. Die Staaten New-York und Pennsylvanien haben bereits Verordnungen zum Schutze der Wälder erlassen und besondere forstliche Ausschüsse eingesetzt. —

Theater.

— Theaterintendanz und Prostitution. Aus Budapest schreibt man der „Frankfurter Zeitung“ unterm 18. Mai: Die Prima-Ballerina Katinka Müller ist nach 13jähriger Dienstleistung von der Opernintendanz bedeuert worden, daß sie auf eine Erneuerung ihres Engagements nicht rechnen könne. Die erbitterte Ballerina hat hierauf den Blättern eine Erklärung zugehen lassen, daß sie nicht insolge ihres noch keineswegs vorgerückten Alters, sondern insolge ihrer — Anständigkeit den Platz räumen müsse. Sie habe dem Intendanten Baron Nopcsa darüber Vorschlag gemacht, daß es unzulässig sei, die Ballerinen zu Souperen in das aristokratische National-Kasino zu kommandieren, und das habe der Herr Baron ihr verweigert, der es für seine besondere Aufgabe halte, die Ballerinen darüber aufzuklären, daß es thöricht sei, aristokratischen Verehrern gegenüber sich nonnenhaft ablehnd zu verhalten. Diese Affaire, die übrigens längst Stadtgespräch war, wird zu einer parlamentarischen Interpellation führen, und es bleibt abzuwarten, wie der würdige Baron den Interpellanten antworten wird, die bei solcher Gelegenheit ihre Ausdrücke nicht so vorsichtig zu wählen pflegen, wie es der Schreiber dieser Zeilen bis zur authentischen Feststellung des Sachverhalts vorläufig für nöthig gefunden hat.

Der „Frankf. Ztg.“ wird ferner aus Budapest gemeldet: Der Minister des Innern hat auf Wunsch des Barons Nopcsa, des Intendanten des National-Theaters und der königlichen Oper, gegen diese die Disziplinaruntersuchung eingeleitet. Für heute Abend werden in der königlichen Oper Demonstrationen erwartet. —

Erziehung und Unterricht.

h. s. Schwachsinnige und schwachbegabte Kinder. Die Frage der Behandlung schwachsinniger Kinder wird in der pädagogischen Presse mehrfach erörtert. Man fühlt, daß die bisherige Fürsorge für diese bedauerenswerthen Geschöpfe noch überaus mangelhaft ist, daß in vielen Fällen die Behandlung der einzelnen Arten der Schwachsinnigen eine total falsche ist und daß daher neue Maßregeln zur Abhilfe getroffen werden müssen. Sehr beachtenswerthe Vorschläge macht der Direktor der Dalldorfer Idiotenanstalt, Herr Piper, in der „Deutschen Schule“ und der Rektor Hinz in der „Pädagogischen Zeitung.“ Piper unterscheidet 2 Formen der Idiotie: blödsinnig und schwachsinnig. Die blödsinnigen Kinder stehen auf der tiefsten Stufe geistiger Schwäche und sind daneben auch zum größten Theil mit körperlichen Leiden behaftet. Daß zur Erzeugung des Blödsinns bei Kindern die sozialen Verhältnisse wesentlich beihelfen, scheint auch Piper erkannt zu haben. Er hat nämlich in Berlin bis jetzt nur zwei Cretins — eine besonders auffallende Abart der Blödsinnigen — zu beobachten Gelegenheit gehabt. Dieselben waren in dumpfen Kellerwohnungen, überhaupt in den ärmlichsten Verhältnissen ausgewachsen. Für die blödsinnigen Kinder fordert Piper irrenärztliche Beobachtung und Behandlung in Pflegeanstalten. Die häufig auch mit körperlichen Gebrechen behafteten schwachsinnigen Kinder findet man von der Grenze des Blödsinns an aufwärts bis an die Grenze des normalen. Sie alle bedürfen nicht nur der Erziehung und des Unterrichts, sondern ganz besonders auch der körperlichen Pflege und Beobachtung; sie werden deshalb am vortheilhaftesten gefunden in geschlossenen Erziehungs-Anstalten, in Internaten, erzogen. Die von einzelnen Städten wie Leipzig, Bremen, Altona, errichteten Hilfsschulen und Hilfsklassen sind, selbst wenn sie wie obige, gut organisiert sind, nur ganz dürftige Nothbehelfe; die tiefste Gruppe der geistig normalen Kinder bilden die schwachbegabten, deren Leiden durch besondere zufällige Ursachen, zu denen Piper auch anstrengende Beschäftigung außerhalb der Schulzeit (Fabrikarbeit, Zeitungstragen u. s. w.), Entziehung ausreichenden Schlafes (Brot austragen, Regelaufsehen) rechnet. Diese Kinder bleiben am besten im Verkehre mit ihresgleichen, erhalten aber Nachhilfe-Unterricht. Hinz appellirt an den Berliner Magistrat um Fürsorge für diese bellagenswerthen, unschuldigen Opfer mannigfacher privater und gesellschaftlicher Sünden durch Errichtung entsprechender Anstalten. Es ist nur zu befürchten, daß auch in diesem Falle für eine nothwendige Kulturaufgabe wieder nicht die paar Mark vorhanden sein werden, die für Kirchenbauten, Straßenausschmückung und ähnliche Zwecke stets so reichlich fließen. —

Medizinisches.

— Aphasie bei Polyglotten. In einer neuen Nummer der „Revue de Médecine“ bespricht Dr. Pitres eine Reihe interessanter Beobachtungen über das Auftreten dieser vielgestaltigen, bekanntlich

mit Erkrankungen der Hirnrinde verbundenen Sprachstörungen, wie sie bei Patienten, die mehrere Sprachen fließend sprechen, sich abspielt. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die Sprachstörung nicht im gleichen Grade für alle Sprachen, welche die Kranken sonst beherrschen, hervortritt. Zunächst tritt als Regel allgemeine Sprachstörung ein, dann, wenn Besserung erfolgt, erlangt der Patient die Fähigkeit, diejenige Sprache, welche er am längsten kennt und mit der er am meisten vertraut ist, erst zu verstehen und dann zu sprechen. Die Beherrschung der anderen, ihm weniger vertrauten Sprachen wird erst später wieder erworben. Diese aus wiederholten Beobachtungen gezogene Folgerung enthält durchaus keinen Schluß auf das Vorhandensein verschiedener Zentren für die einzelnen Sprachen, sondern bildet nur eine Illustration der Thatsache, daß Eigenschaften und Fähigkeiten, welche am spätesten erworben wurden, auch am leichtesten durch Störungen der betreffenden Nervenelemente verloren oder geschwächt werden. Etwas Ähnliches sehen wir bei dem leichten Verluste der jüngeren Erinnerungen, während die älteren haften, wenn im Alter das Gedächtniß nachzulassen beginnt.

Technisches.

co. Wieder ein lenkbares Luftschiff. Amerikanische Blätter schreiben: Wenn sich die Nachricht betreffs der erfolgreichen Luftfahrt des Professors A. W. Barnard von Nashville bestätigt, dann ist dieser Luftschiffer der Lösung des Problems betreffs eines lenkbaren Luftschiffes erheblich näher gerückt. Barnard stieg mit seinem Modell 500 Fuß hoch und legte eine Strecke von 12 Meilen zurück, den Apparat augenscheinlich unter Aufsicht haltend, da er denselben nach dem Ausgangspunkt zurücklenkte. Der Erfinder will demnächst den Versuch wiederholen und verspricht sich von demselben noch größere Erfolge. —

B.W.C. Ueber eine sensationelle Entdeckung auf dem Gebiete der Telegraphie meldet das Kabeltelegramm einer englischen Fachzeitschrift. Es handelt sich um einen Apparat, der es ermöglichen soll, 3000 Worte in der Minute zu telegraphiren. Professor Crehore, der Chef des elektrischen Departements des Dartmouth College ist der Erfinder dieses Instrumentes; er behauptet, nicht nur 3000 Worte in der Minute telegraphiren, sondern auch ebenso viel empfangen und automatisch niederschreiben zu können. Professor Crehore schreibt, daß seine Erfindung eventuell das ganze bestehende Telegraphen- und Postsystem umzugestalten imstande wäre. Sachverständige erklären, daß die Idee jedenfalls ausführbar ist. Unter diesen Umständen wäre es nicht undenkbar, daß ganze Briefe in Zukunft statt geschrieben mit relativ unerheblichen Kosten telegraphirt werden können.

Humoristisches.

— Getäuschte Hoffnung. Die „N. Westf. Volksztg.“ erzählt: In einer Gemeindefchule nahe bei Dortmund trug sich folgender erheiternde Vorfall zu. Ein zu Ostern in die Schule getretener Lernanfänger trat während der Unterrichtszeit ans Fenster und ging dann an seinen Platz zurück. Dieser Fall wiederholte sich. Da der Knabe den Grund seines Verhaltens seinem Lehrer nicht offenbaren wollte und dieser bei den Anfängern die größte Rücksicht nahm, so gelang es erst nach herzlichem Zureden in der im Elternhause üblichen Mundart, den Schüler zum Sprechen zu bewegen. Auf die Frage des Lehrers: „No Wilmten, wat fählt die dann?“ antwortete der Kleine in betrübter Stimmung: „Miene Mutter hiet mi versprochen, um tien Uhr enne Bueterbemme te brengen, oawer ee gläuwe, sä schmiärt mi an!“ Der Ausspruch rief große Heiterkeit hervor. —

— Ik. Heilung von Frohsinn und Gewissensskrupeln. Ein Herr Krupock, Vertreter der Naturheilkunde in Beuthen D.-S., macht in dortigen Blättern u. a. folgendes bekannt: „Heile nicht nur langjährige Verdauungsstörungen, Gleichsucht u., sondern auch Krebs, Falschicht, Frohsinn, Gewissensskrupeln, Trunksucht u. s. w. nach System Pfarrer Kneipp.“ — Allen, die vergnügt sind und es gar nicht nöthig haben, sei daher die Behandlung des obigen Naturheilkundigen beifens empfohlen! —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht bei Hemmingstedt in Schleswig-Holstein, in welcher am 17. Februar 1500 die Dithmarscher unter Wolf Jsebrand den König Johann von Dänemark besiegten, soll in Hemmingstedt errichtet werden.

— Der Tunnel von Blackwall wurde heute eröffnet. Derselbe geht unter der Themse entlang, ist 1 1/4 Meilen lang und hat 28 Millionen Mark gekostet. Die Arbeiten begannen im Jahre 1892. —

— Bethlehemitischer Kindermord. Die „Gazzetta di popolo“ meldet: Eine Untersuchung im katholischen Findelhause zu Neapel soll ergeben haben, daß von 890 vor weniger als 2 Jahren eingelieferten Kindern nur noch 3 aufgefunden wurden. Die übrigen 887 seien gestorben oder verschwunden. Neapeler Blätter bestätigen diese unglaubliche Geschichte; so giebt ein Blatt die tägliche Sterblichkeit in genanntem Findelhause auf 85 pSt. der eingelieferten Kinder an. Die Regierung werde unnahefichtlich vorgehen. —

Bei Unger's ertranken 7 Pioniere während eines Manövers.